

Margret Dörr · Heide von Felden · Regina Klein
Hildegard Macha · Winfried Marotzki (Hrsg.)

Erinnerung – Reflexion – Geschichte

Margret Dörr · Heide von Felden
Regina Klein · Hildegard Macha
Winfried Marotzki (Hrsg.)

Erinnerung – Reflexion – Geschichte

Erinnerung aus psychoanalytischer
und biographietheoretischer
Perspektive



VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Monika Mülhausen / Marianne Schultheis

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Umschlagbild: Andreas Loher

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15345-2

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
-------------------------	---

Erinnerung:

Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Biographieforschung

Jörg Frommer

Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung: Zur Zukunft des Verhältnisses beider Disziplinen	21
--	----

Volker Kraft

Methodische Probleme der Psychoanalytischen Biographik	35
--	----

Regina Klein

Kultur erinnernd verstehen – Versuch einer reflexiven Begegnung zwischen Cultural Studies, Biographieforschung und Psychoanalyse	49
---	----

Jürgen Körner

Erinnern oder „Zurückphantasieren“? Über „Nachträglichkeit“ in der Psychoanalyse	65
---	----

Margit Datler, Wilfried Datler

Hat sich die Psychoanalyse von der „Erinnerungsarbeit“ verabschiedet? Akzentverschiebungen in der psychoanalytischen Theoriebildung, Technik und Forschungspraxis und deren Relevanz für Biographieforschung ...	73
--	----

Reflexion: Zum Verhältnis von Erinnern und Vergessen

Benjamin Jörissen, Winfried Marotzki

Mediale Inszenierungen des Erinnerns und Vergessens	93
---	----

Birgit Schreiber

Verfehlte und mögliche Begegnungen mit Harry Young – zwei Interpretationen einer Lebensgeschichte	107
--	-----

Sylke Bartmann, Sandra Tiefel

„Biographische Ressource“ und „Biographische Reflexion“: zwei sich ergänzende Heuristiken zur erziehungswissenschaftlich orientierten Analyse individueller Erinnerungs- bzw. Biographiearbeit	123
--	-----

<i>Nicole Welter</i>	
Sozialisierungserfahrungen und innere Dialoge als Dimensionen der Selbstkonstituierung	141
<i>Friederike Fetting</i>	
Schöpferische Rekonstruktion in der Theaterarbeit	153
<i>Fritz Seydel</i>	
Biografische Verwirrungen. Ästhetische Verfahren in der Arbeit zum beruflichen Selbstbild von Lehrkräften	165
<i>Petra Grell</i>	
„Im Bild erinnert – aus der Sprache gefallen?“ Bild-Text-Collagen als Forschungs- und Reflexionsinstrument	179
Geschichte:	
Zum Verhältnis von individueller und kollektiver Erinnerung	
<i>Rolf Haubl</i>	
Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten im soziokulturellen Erinnerungsprozess	197
<i>Theodor Schulze</i>	
Kriegsende 1945 – Erinnerungsarbeit in einer Schreibwerkstatt. Zum Verhältnis von individueller Erinnerung und kollektivem Gedenken	213
<i>Kerstin Dietzel</i>	
Erinnerung und biographischer Wandel. Diskutiert am Beispiel einer Befragung von Angehörigen der Opfer der SED-Diktatur	229
<i>Hildegard Macha, Monika Witzke</i>	
Familienbiographien: Ko-Konstruktionsprozesse im Kontext von Werten, Normen und Regeln	243
<i>Reinhold Stipsits</i>	
Erinnerungen an den Umbruch – Weihnachten 1989 in Transsilvanien	263
Autorinnen und Autoren	277

Einleitung

*Margret Dörr, Heide von Felden, Regina Klein, Hildegard Macha,
Winfried Marotzki*

Die beschleunigte Veränderungsdynamik der modernen Gesellschaften hat dazu geführt, dass Menschen sich in neuer Weise der eigenen Selbstbilder und Identitäten durch Rückgriff auf die Vergangenheit und die Archivierung von Erinnerungen zu versichern suchen. Derzeit haben Konzepte wie „Erinnerungskultur“, „kommunikatives Gedächtnis“, „kulturelles Gedächtnis“, „globales Gedächtnis“ wissenschaftlich und in der öffentlichen Debatte Konjunktur. Die Biographieforschung wie die Psychoanalyse resp. die Psychoanalytische Pädagogik sind durch diese Entwicklungen in unterschiedlicher Weise herausgefordert, zum wissenschaftlichen Austausch beizutragen, aber auch ihre eigenen Vorstellungen, Begrifflichkeiten und Theorien zu reflektieren. Dazu fordern z. B. die neueren Ergebnisse der Neurowissenschaften auf (vgl. Koukkou/Leuzinger-Bohleber/Mertens 1998; Roth 2001), als auch die zur Zeit in der Biographieforschung aktuelle Frage zum Verhältnis von Trauma, Erinnerung und transgenerationaler Weitergabe (vgl. Rosenthal 1995) sowie zum Problem „falscher“ Erinnerungen (vgl. Loftus 2003).

Dass das menschliche Subjekt seine Welt, seine Beziehungen zu sich selbst und zu anderen, seine Gefühle und seine Empfindungen durch seine Narrationen konstituiert, ist wohl für beide Forschungsrichtungen gleichermaßen gültig. Durch die Form der Narration transformiert der Mensch natürliche Zeit in menschliche Zeitlichkeit und entdeckt so, wer und was er zwangsläufig gewesen sein muss, um zu demjenigen geworden zu sein, der er nun ist und eines Tages vielleicht sein wird. Hierbei spielt der Rückgriff auf die Vergangenheit und die Archivierung von Erinnerungen eine wesentliche Rolle. So schreibt der Sozialpsychologe Harald Welzer (2002) in seinem Buch über das kommunikative Gedächtnis:

„Dem autobiographischen Gedächtnis kommt (...) die Aufgabe zu, all unsere Vergangenheiten so umzuschreiben und anzuordnen, daß sie dem Aktualzustand des sich erinnernden Ichs paßgenau entsprechen. Diese Paßgenauigkeit wird durch all unsere sozialen Kommunikationen beglaubigt, die uns praktisch versichern, daß wir uns selbst gleichgeblieben sind. Auf diese Weise gelingt es uns, zugleich ein individuelles Selbst zu haben und Teil einer historischen Konfiguration und sozialen Praxis zu sein“ (ebd., S. 222).

Aber bei aller Zustimmung, die diese Aussagen von Welzer bei den VertreterInnen beider Disziplinen finden können, so schaut vor allem die Psychoanalytische Pädagogik skeptisch auf seine Behauptung, bei Erinnerungen handle es sich um eine „passgenaue Umschreibung von Vergangenheiten“. Denn das Wissen um das Unbewusste und seine Abkömmlinge, um Prozesse von Verdrängung, Spaltung und projektiver Identifizierung sowie von Traumatisierungen stehen dieser Vorstellung eher entgegen (vgl. Bohleber 2005, S. 3). Und, im lebensgeschichtlichen Erinnern betreten wir – über die verlassenen Stufen der Kindheit hinweg – nicht nur jene Räume, in denen wir Lust und Schmerz, Erfüllung und Nichtbefriedigung, Freude und Leid, Glückseligkeit und Melancholie erfahren haben. Sondern wir geraten auch in jene Räume, die einst den frühen Generationen, den Eltern und Verwandten gehörten, in denen wir uns oftmals unbemerkt zu verlieren drohen, auch weil wir um diese Räume, trotz ihrer nachhaltigen Wirkmächtigkeit, nicht einmal wissen. Dabei ist die Frage zum Verhältnis von Trauma, Erinnerung und transgenerationaler Weitergabe keineswegs nur für die einzelne Person relevant, sondern ebenso bedeutsam für vergangene, gegenwärtige und zukünftige Entwürfe von Gesellschaften, Kulturen und Nationen.

Erinnerung ist also ein Thema, das in vielfältiger Weise Theorie und Praxis des derzeitigen pädagogischen Nachdenkens durchzieht. Sie ist konstitutiv für Lebensgeschichten, für Identitätsentwicklung und für Bildungsprozesse Einzelner. Sie formt vergangene, gegenwärtige und zukünftige Entwürfe von Gesellschaften, Kulturen und Nationen. Erinnerung repräsentiert jedoch weder ein objektives, allgemeingültiges, vollständiges und/oder statisches Wissen über die vergangenen Ereignisse der Weltzeit noch über *die* vergangene individuelle Lebensgeschichte. Sie ist leibbezogen subjektiv, gruppengebunden, bruchstückhaft und befindet sich in einem beweglichen Kontinuum zwischen Wahrnehmung und Interpretation, zwischen sinnlichem Eindruck und symbolischem Ausdruck, zwischen Tradition und Transformation. In unterschiedlichen Kulturen werden unterschiedliche psychische Strukturen ausgebildet, offensichtlich auch, weil Angehörige dieser Kulturen in ihrer Biographie je spezifische und somit unterschiedliche Erfahrungen sammeln.

In seinen autobiographischen Schriften hat uns Benjamin – im Kontext seiner Erfahrungen im Exil – auf einen wesentlichen Aspekt des Erinnerns aufmerksam gemacht. Die Erinnerung an die Vergangenheit galt ihm nicht nur als eine notwendige, sondern – sofern sie hinreichend gelingt – als eine schützende und somit stärkende Art und Weise, sich von der Vergangenheit zu verabschieden und sich neuen Anforderungen in der Gegenwart für die Zukunft zu widmen. So beschreibt er seine Erinnerungsprozesse als eine Art „Impfung“, die auf sein „inneres Leben“ einen heilsamen Effekt haben (vgl. Benjamin 2006, S. 9). Aber diese heilende Wirkung stellt sich nur dann ein, wenn die Erinnerung in einem

bestimmten Maß abläuft. „*Das Gefühl der Sehnsucht durfte dabei über dem Geist ebenso wenig Herr werden wie der Impfstoff über den gesunden Körper*“ (ebd.). Seine Ausführungen erinnern an die diätetische Tradition, bei der es darum geht zu üben, mit bestimmten Kräften so umzugehen, dass man nicht durch sie bestimmt wird. Sein Anspruch ist nicht die Veränderung des Außen, sondern die Einsicht in die ‚gesellschaftliche Unwiederbringlichkeit‘. D.h., die Gefahr, vor der er sich schützen will, ist nicht etwas, das im Außen, im Exil, liegt, sondern sie ist in ihm selbst zu suchen und zwar in einem nicht sorgfältigen Umgang mit seinen Erinnerungen. Entsprechend weist er auf die Aufgabe hin, die Erfahrungen im Hier und Jetzt nicht an dem (Schutz)Raum der Kindheit zu messen, ihn zu idealisieren und dadurch im Jetzt ständig frustriert zu werden. Erinnerungen stellen nämlich kein Zurück in die ehemalige Geborgenheit der Kindheit dar, sondern notwendig wird etwas, was Freud (1917) in seinem Nachdenken über psychodynamische Prozesse als „Trauerarbeit“ bezeichnet hat.

Folglich sind wir in unserem Nachdenken immer wieder auch auf die Fragen verwiesen: Welche Rolle spielen Emotionen für unser autobiographisches Gedächtnis? Und, in welchem Zusammenhang stehen Sprache und soziale Interaktionen mit der Gedächtnisentwicklung? Oder auch, wie wirken Erfahrungen auf die neuronale Verschaltungsarchitektur ein? Diese Fragen sollen zugleich verdeutlichen, dass erziehungswissenschaftliche Biographieforschung wie auch psychoanalytische Pädagogik über die in diesem Band vertretenen Disziplinen hinaus auf weitere interdisziplinäre Zusammenarbeit z.B. mit den Neuro- und Kulturwissenschaften angewiesen bleiben (vgl. Markowitsch/Welzer 2005).

Der vorliegende Band versammelt Perspektiven auf Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Sicht. Dabei geht es um ein Ausloten der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Zugänge und um ein genaueres Erfassen der jeweiligen Spezifika der theoretischen Grundlegungen und methodischen Umsetzungen. Unser Interesse ist es, Potentiale und Grenzen anhand einer auch historisch und kulturell orientierten gemeinsamen Erinnerungsarbeit auszu-leuchten, um auf diesem Weg neue Forschungsperspektiven zu entwickeln. Die Beiträge des Bandes bewegen sich auf den Linien Erinnerung, Reflexion und Geschichte.

Erinnerung: Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Biographieforschung

Sowohl die Psychoanalyse als auch die Biographieforschung rekurren auf die Lebensgeschichte und ihre vergangenen Dimensionen, die sich in Erinnerungen zeigen. Um Forschungsergebnisse zutage zu fördern, bedienen sich beide Richtungen rekonstruktiver und hermeneutischer Verfahren. Die Frage ist, welche

Perspektiven und Erkenntnisse die beiden Disziplinen aus ihren Traditionen, Konzepten und Kernkategorien der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Erinnerung gewinnen und welche Anstöße sie zur Vertiefung unseres Wissens und unserer Theorien über Erziehungs- und Bildungsprozesse und deren Folgen geben können.

Es geht um eine Neubesinnung des Nachdenkens über gemeinsame Gegenstände. Bereits in den 1960er und 1970er Jahren hat die Psychoanalyse innerhalb der Geschichte Qualitativer Sozialforschung durchaus eine wichtige Rolle gespielt. Als sozialwissenschaftliches Verfahren der Textinterpretation, wie beispielsweise bei Leithäuser und Volmerg (1979) oder bei Ullrich Oevermann (1976) als Verfahren der Konzeptionalisierung der latenten Sinnstruktur sozialisatorischer Prozesse, hatte sie durchaus die Bedeutung einer Leitdisziplin. Diese Bedeutung ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr in den Hintergrund gerückt, so dass (neu) gefragt werden kann, auf welcher Ebene Verbindungen zwischen Psychoanalyse und Qualitativer Sozialforschung liegen, die für den weiteren Forschungsprozess fruchtbar sind. Die folgenden Beiträge nehmen sich dieses Verhältnisses an und verweisen entlang unterschiedlicher Perspektiven auf ein Feld wechselseitig gewinnbringender theoretischer und methodischer Anregungen.

Jörg Frommer diskutiert in seiner Arbeit „Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung: Zur Zukunft des Verhältnisses beider Disziplinen“ in produktiver Weise das Verhältnis von Psychoanalyse und Qualitativer Sozialforschung, die aus seiner Sicht eine Reihe von Gemeinsamkeiten aufweisen. Beide Disziplinen könnten voneinander lernen und die eigenen, jeweils ungelösten Probleme durch eine Bezugnahme auf die jeweils andere Disziplin bearbeiten. Psychoanalyse könne von Qualitativer Sozialforschung Unterstützung erhalten bei der Formulierung einer klarer fassbaren, interdisziplinär anschlussfähigen und empirischer Forschung zugänglichen Konzeptionalisierung des Unbewussten. Qualitative Sozialforschung könne von der Psychoanalyse lernen, unbewusste aber wirkmächtige Gehalte in der Interviewsituation und im empirischen Material aufzuspüren. Beiden gemeinsam sei das Anliegen, den Strukturzusammenhang der Lebensgeschichte des Informanten unter Einbeziehung der vergessenen, verdrängten und leidvollen Momente in Vergangenheit und Gegenwart zu rekonstruieren.

„Methodische Probleme der Psychoanalytischen Biographik“ erörtert Volker Kraft in seinem Beitrag. Ausgehend von der spezifischen Transformationsgrammatik, die eine Berücksichtigung der Differenz von „bewusst/unbewusst“ sowohl in der Analyse klinischer als auch kultureller Phänomene erfordert, umreißt er die oft unbeachtete Ambivalenz des biographischen Interesses, die diese Art von Forschung maßgeblich mitbestimmt. Indem er vier Typen der psycho-

analytischen Biographik differenziert, kann er zum einen auf die methodisch relevanten Ausgangspunkte psychoanalytisch orientierter Interpretationen hinweisen, durch die das Material Struktur gewinnt. Zum anderen vermag er auf das zentrale methodische Problem aufmerksam machen, nämlich die Forschenden selbst, und auf damit verbundene typische Fehlerquellen.

Unter der Perspektive Kultur als übergeordnetem diskursüberspannendem Dach und anhand einer Fallstudie aus der Migrationsforschung zieht *Regina Klein* in ihrem Beitrag „Kultur erinnernd verstehen“ Verbindungslinien dreier Forschungsrichtungen, beginnend mit den Cultural Studies über die Biographieforschung zur Psychoanalyse. Am Ende des vorgenommenen cultural turns öffnet sich ein differenztheoretisch begründeter Raum, dessen entscheidendes Merkmal das „darüber hinausgehende“ als Moment der Grenzüberschreitung der dominanten, vorfindlichen kulturellen Codes und Identitätsentwürfe ist. In ihm findet das potentiell entwurzelte und entortete postmoderne Subjekt einen vorläufigen, flexiblen und fluiden Identitätsstandpunkt. Klein macht explizit deutlich, dass Differenzerfahrung und Differenzbearbeitung konstitutive Bausteine für Identitäts- wie Kulturbildung, für Biographieforschung wie Kulturforschung sind – so die Essenz ihrer programmatischen Ausführungen.

Mit dem Titel „Erinnern oder Zurückphantasieren. Über „Nachträglichkeit“ in der Psychoanalyse“ thematisiert *Jürgen Körner* das für Theorie und Praxis der Psychoanalyse zentrale Konzept der Nachträglichkeit. In seiner kurzen Replik durch die Entstehungsgeschichte dieses Freudschen Konzeptes begründet er das Phänomen der Nachträglichkeit als ein wesentlicher Markstein zur Entwicklung der Psychoanalyse als Wissenschaft und erläutert sodann entlang zweier Fallbeispiele die derzeitige theoretische und praktische Bedeutung dieses Konzeptes. Indem er insbesondere die interaktionelle Wirksamkeit dieses psychischen Mechanismus hervorhebt, kann er anschaulich machen, dass Erinnerungsarbeit nicht allein als Rekonstruktion des Vergangenen, sondern als ein Versuch von uns Menschen zu lesen ist, die soziale Welt hier und jetzt zu verstehen.

Im Zuge ihres Nachdenkens über die Frage, ob sich die Psychoanalyse von der „Erinnerungsarbeit“ verabschiedet hat, erläutern *Margit Datler* und *Wilfried Datler* wesentliche „Akzentverschiebungen in der psychoanalytischen Theoriebildung, Technik und Forschungspraxis und deren Relevanz für Biographieforschung“. Neben der Skizzierung der nachhaltigen Bedeutung der psychoanalytischen Theoretiktradition für die Rekonstruktion von Biographischem in Psychoanalysen, die Licht auf das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Biographieforschung respektive von Psychoanalyse und Pädagogik wirft, beleuchten sie entlang einer Fallvignette die Bedeutung unbewusster, im hier und jetzt aktualisierter, Erlebnisinhalte der Patienten für die analytische Beziehung und damit für

Verstehensprozesse. So können sie begründet für eine multiperspektivische psychoanalytische Biographieforschung plädieren.

Reflexion: Zum Verhältnis von Erinnern und Vergessen

Die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung geht davon aus, dass die subjektive Perspektive von Menschen auf ihr eigenes Leben Aufschluss gibt über die Art der Wirklichkeitskonstruktionen und die Art der Reproduktionen oder Variationen von gesellschaftlichen Regeln und Strukturen. Die Menschen erzählen über ihr eigenes Leben oder schreiben ihre Autobiographie und erinnern Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen. Dabei erinnern sie selektiv, sie verleihen Ereignissen bestimmte Bedeutungen und konstruieren damit ihre Biographie. Automatisch – gleichwohl nicht ohne Sinn – „vergessen“ sie einiges, weil Erinnerung immer Schwerpunkte setzt und einen eigenen Zusammenhang bildet. Diese Fähigkeit zur Zusammenhangsbildung oder auch zur Biographisierung unter Bedeutungszuweisung verbindet Dilthey mit der Kategorie der Erinnerung:

„Die Kategorie der Bedeutung bezeichnet das Verhältnis von Teilen des Lebens zu einem Ganzen, das im Wesen des Lebens begründet ist. Wir haben diesen Zusammenhang nur vermittelt der Erinnerung, in welcher wir den vergangenen Lebenslauf überblicken können“ (Dilthey 1968, S. 233).

In der Erinnerung wird der gesamte Lebenslauf überblickt, er wird reflektiert oder „zurückgeholt“. In der Reflexion wird Bedeutung zugeschrieben, so dass Erinnern mit Vergessen einhergeht. Die Frage, was wird erinnert und was wird vergessen, gibt Aufschluss über die subjektive Biographiearbeit. „Man muss vergessen, um erinnern zu können und sich erinnern, um vergessen zu können“ (Jörissen/Marotzki in diesem Band). Vergessen ist konstitutiv für die Zusammenhangsbildung des Erinnerns, und Erinnern wiederum ist Voraussetzung dafür, Vergangenheit bearbeiten und abschließen zu können, um offen für Neues zu sein. Die folgenden Beiträge befassen sich unter verschiedenen Perspektiven mit dem Verhältnis von Erinnern und Vergessen als Erinnerungs- bzw. Biographiearbeit, die anhand der Art der Bedeutungszuschreibungen auf die Wirklichkeitskonstruktionen der Menschen hinweist.

Benjamin Jörissen und *Winfried Marotzki* untersuchen in ihrem Beitrag „Mediale Inszenierungen des Erinnerns und Vergessens“ Filmbeispiele, die in unterschiedlicher Weise Erinnerung zum Gegenstand haben. Eingangs legen sie ihre Gedanken zur Verschränkung von Erinnern und Vergessen und zur Erinnerungsarbeit als Verfertigung von Vergangenheit im Sinne Ricœurs dar. Dabei heben sie vor allem auf das Bewusstsein einer zeitlichen Distanz ab, durch das

Erinnerung einen vollendeten Vergangenheitscharakter bekomme und damit Erkenntnispotential erhalte als Ziel von Erinnerungsarbeit. Diese Ausführungen verdeutlichen sie an den Filmbeispielen, wobei sie insbesondere an dem Film „Memento“ die Problematik einer nicht abzuschließenden Vergangenheit erläutern, so dass der Protagonist in einer „verewigten“ Gegenwart lebt und Erlebnisse nicht verarbeiten kann.

In ihrem Beitrag „Verfehlte und mögliche Begegnungen mit Harry Young – zwei Interpretationen einer Lebensgeschichte“ präsentiert *Birgit Schreiber* einen Fall, in dem die Problematik des Erinnerns im Rahmen der Thematik „Versteckte Kinder im Nazi-Deutschland“ eine Beziehungsverstrickung zwischen der Forscherin und dem möglichen Interviewpartner mit sich brachte. In ihrem Bemühen, ein Treffen für ein Interview zu vereinbaren, entwickelte sich ein 2 ½ Jahre währender Kontakt bis es zu einem Telefoninterview kam, dem Dokument der Lebensgeschichte. Birgit Schreiber zeigt anhand der Interpretation der Beziehungsstruktur zwischen ihr und dem Protagonisten – in analytischer Distanz – und der Interpretation der Lebensgeschichte, auf welche Weise das traumatische Erleben des Als-Kind-Versteckenseins im Nazi-Deutschland auf die gesamte Lebensgeschichte und auf aktuelle Beziehungsstrukturen einwirkt.

Sylke Bartmann und *Sandra Tiefel* bieten in ihrem Beitrag „‘Biographische Ressource’ und ‚Biographische Reflexion‘: Zwei sich ergänzende Heuristiken zur erziehungswissenschaftlich orientierten Analyse individueller Erinnerungs- bzw. Biographiarbeit“ zwei Vorschläge, um biographische Stabilisierungsprozesse, aber auch biographische Veränderungsprozesse methodisch kontrolliert identifizieren und damit Erinnerungsarbeit differenzierter aufschließen zu können. Bartmann/Tiefel zeigen ihre Ansätze anhand der Autobiographie von Friedrich Reuß, der während der Nazi-Herrschaft aus Deutschland emigrierte. So erläutern sie, wie Reuß aufgrund seiner biographischen Ressourcen trotz Anfeindungen zunächst in Deutschland blieb und zeigen dann auf, dass Reuß auf der Ebene biographischer Reflexion einen Veränderungs- und Bildungsprozess erfuhr und schließlich die Emigration wählte.

„Sozialisierungserfahrungen und innere Dialoge als Dimensionen der Selbstkonstituierung“ ist der Titel des Beitrages von *Nicole Welter*. Sie interpretiert die Autobiographie eines Mannes, der darin vor allem seinen Beitritt in die NSDAP vor dem Jahr 1933 erklärt. Welter legt in ihrer Analyse Bachtins Theorie der Dialogizität zugrunde, mit deren Hilfe sie Sozialisierungserfahrungen und innere Dialoge in der Auseinandersetzung mit Weltanschauungen in der Autobiographie identifiziert. Bachtins Theorie liefert hier Ansätze für eine Rekonstruktion, in der Erinnerung als kognitiv-reflektierende Dimension des Individuums gefasst wird, das sich in diesem biographischen Prozess durch Selbstpositionierung konstituiert.

Friederike Fetting geht der „schöpferischen Rekonstruktion von Erinnerungen in der Theaterarbeit“ nach. Ausschnitthaft legt sie zunächst anhand einer kurzen Spielszene den performativen Prozess der ästhetischen Bearbeitung eines Rollenskripts dar. Sie zeigt, dass der Darstellerin erst durch die Stimulierung ihres impliziten Leibgedächtnisses eine schöpferische Umformung gelingt, welche über die reine Reproduktion des Erinnernten hinausgeht. In einem weiteren Schritt rekapituliert Fetting durch ein nachträgliches Interview mit der Schauspielerin die Bildungspotentiale dieser Form der ästhetischen Erinnerungsarbeit und deren Niederschlag in biographischer Reflexion.

Ästhetische Verfahren in der Lehrerfortbildung thematisiert *Fritz Seydel* in seinem Beitrag „Biografische Verwirrungen. Ästhetische Verfahren in der Arbeit zum beruflichen Selbstbild von Lehrkräften“. Er berichtet von den anfänglichen Irritationen bei den Lehrkräften, wenn in der biographischen Arbeit die „Musterkoffer“ des beruflichen Handelns aufgebrochen und erweitert werden. Auch Studierende profitieren von den ästhetischen Zugängen durch Bezugnahmen auf die bildende Kunst, um den Übergang von Studium und Beruf zu meistern. In Kunstprojekten werden so alte und neue Erfahrungen verdichtet und dem Erinnern zugänglich gemacht. Dadurch wird wiederum ein neuer Weg zur Definition eines Selbstbildes als Lehrkraft geebnet, der kreative, emotionale und kognitive Bereiche des Ichs einschließt.

Petra Grell rekonstruiert in ihrem Aufsatz „Im Bild erinnert – aus der Sprache gefallen?“ Bild-Text-Collagen als Forschungs- und Reflexionsinstrument“ Lernwiderstände von Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Erwachsenenbildung anhand von „Forschenden Lernwerkstätten“. „Forschende Lernwerkstätten“ sind ganztägige Workshops und folgen einer doppelten Programmatik: Sie ermöglichen sowohl die Beforschung der Teilnehmenden in erlebten Lernsituationen als auch die didaktisch angeleitete Reflexion der Einzelnen wie der Gruppe. Als Medium dienen Bild-Text-Collagen zum Thema: „Erfolgreiches Lernen wie ich es mir wünsche“. Grell zeigt überzeugend auf, dass im Rahmen der symbolisch-bildlichen Darstellung Reflexionsräume für Sinnpräsentationen eröffnet werden, die ansonsten aus der Sprache und damit unter den Tisch von Forschungsergebnis wie Bildungspraxis fallen.

Geschichte: Zum Verhältnis von individueller und kollektiver Erinnerung

Geschichte ist ein Geschehnis, ein Ereignis, eine Begebenheit, ein Erlebnis, eine Erfahrung oder eine Schicksalsfügung, welche mindestens *einem* Menschen an mindestens *einem* bestimmten Ort widerfährt. Geschichte vergegenwärtigt Vergangenes und verbindet dadurch Zeit, Raum und Menschen. Sie wird gemacht –

konstruiert und rekonstruiert. Durch Erzählung, Überlieferung, Dokumentation, Archivierung und Institutionalisierung werden temporäre und vereinzelte Ereignisse der Vergangenheit zu einem gegenwärtigen Kanon verwebt, der die Zukunft einer ganzen Lebensgruppe Weichen stellend mitbestimmt.

Der Stoff aus dem Geschichte gemacht wird ist die Erinnerung – aber auch ihr Gegenpart: das Vergessen. Es komme auf ein ausgewogenes Verhältnis zwischen den beiden Kontrapunkten an, wie schon Nietzsche treffend konstatierte: Zu viel erinnerte Geschichte behindere zukünftige Gegenentwürfe und zu wenig erinnerte Geschichte mache unfähig, sich in der Gegenwart zu behaupten – für das Individuum, wie für das Kollektiv (vgl. Nietzsche 1972, S. 248f.) Dieser prekären Verhältnisbestimmung zwischen den antagonistischen Polen Individualität/Kollektivität und Erinnern/Vergessen gehen die folgenden Beiträge nach.

Ausgehend von einer Psychoanalyse, die sich als kritische Sozialwissenschaft versteht, legt *Rolf Haubl* in seinem Beitrag den Prozess der „allmähliche(n) Verfertigung von Lebensgeschichten im soziokulturellen Erinnerungsprozess“ dar. Sein Ausgangspunkt ist die „mythopoetische Erinnerungsarbeit“, ein Konstrukt, mit der die vielfach belegten Verzerrungseffekte autobiographischer Erinnerungen verstehbar gemacht werden können. Entlang einer beispielhaften Betrachtung der Entwicklung einer ko-memorierenden Gemeinschaft, zeigt der Autor nicht nur die besondere Dynamik und Bedeutungsstruktur von Mustererzählungen für lebensgeschichtliche Narrationen auf, sondern fragt zudem nach den Indikatoren, mit denen es hinreichend möglich werden kann, den Wahrheitsgehalt einer Erinnerungserzählung zu prüfen.

Theodor Schulze entschlüsselt in seinem Aufsatz „Kriegsende 1945 – Erinnerungsarbeit in einer Schreibwerkstatt“ das Verhältnis von individueller Erinnerung und kollektivem Gedenken anhand von Schreibprodukten anlässlich des 60. Jahrestages der Kapitulation Deutschlands. Seiner scharfsinnigen Analyse zweier unterschiedlicher Erinnerungsprodukte von damals 10 bzw. 15jährigen Jungen aus ihrer heutigen Sicht stellt er eine vorläufige Kategorisierung von Erinnerungsarbeit voran und unterscheidet fünf Typen: die unbewusste individuelle, die bewusste individuelle, die psychoanalytische, die traditionelle kollektive und die kritische kollektive Erinnerungsarbeit. Letztlich zieht er das Fazit, dass sich bewusste individuelle, sprich: rekonstruktive und biographisierende Erinnerungsarbeit nicht unbedingt mit kritisch kollektiver, sprich: emanzipatorischer und aufklärerischer Erinnerungsarbeit decken muss, sondern als affirmative Erinnerungsklumpen in begrenzten Klischees verhaftet bleiben kann.

Am Beispiel einer Befragung von Angehörigen der Opfer der SED-Diktatur befasst sich *Kerstin Dietzel* in ihrem Beitrag „Erinnerung und biographischer Wandel. Diskutiert am Beispiel einer Befragung von Angehörigen der Opfer der SED-Diktatur“ mit der Frage, welche Bedeutung die Erinnerung für die Entfal-

tung des biographischen Wandels hat. Ausgehend von der Annahme, dass die Inhaftierung eines nahe stehenden Verwandten durch die Stasi auch auf weite Teile der Familie repressiv zurückwirke, verfolgt sie die Fragestellung, ob und welche Bildungsprozesse in Form biographischen Wandels bei den Angehörigen in Folge des politisch motivierten Haftereignisses erinnert und dargestellt werden. Es geht Dietzel also um das Beschreiben von Erinnerungsmustern auf der Grundlage der Transformation der Selbst- und Weltverhältnisse der Angehörigen der Opfer. In theoretischer Hinsicht greift sie auf die Arbeiten von Paul Ricœur zurück, um auf diese Weise innerhalb des Rahmens einer erziehungswissenschaftlichen Biographie- und Bildungsforschung erinnerungstheoretische Aspekte stärker zur Geltung zu bringen, als das bisher der Fall war.

Hildegard Macha und *Monika Witzke* untersuchen in ihrem Aufsatz „Familiennarrationen und individuelle Biographien der Familienmitglieder“ Ko-Konstruktionen von Familien hinsichtlich der Annahme einer Kohärenz in der Familienbiographie, die sich durch eine gemeinsame Schnittmenge von Erfahrungen, Werten und Verhaltensweisen der einzelnen Familienmitglieder ergeben und in ihrer besonderen Dynamik die individuelle und gemeinsame Entwicklung der Familienmitglieder beeinflussen. Auf der Basis einer knappen Darstellung des Forschungsstandes bezüglich Familienbiographien präsentieren sie erste Ergebnisse ihrer empirischen Studie, in der sie Konsens und Dissens in Bezug auf Fragen der Werte und Regeln in Familien erforschen. In Fotodokumentationen mit anschließenden Interviews werden Übereinstimmungen und Unterschiede in den Werten und Regeln zwischen der älteren und der jüngeren Generation belegt und konkrete Gestaltungen und Regeln des Alltags erfasst.

In seinem Beitrag „Erinnerungen an den Umbruch – Weihnachten 1989 in Transsilvanien“ beschäftigt sich *Reinhold Stipsits* mit den Auswirkungen der kollektiven Umbruchsituation in Transsilvanien auf die individuelle biographische Erinnerungsarbeit und Identitätsbildung. Hintergrundfolie ist der gewaltsame Sturz des rumänischen Diktators Ceausescu um Weihnachten 1989. Was erinnern heute deutschsprachige Studierende der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Klausenburg von damals, als sie zwischen 5 und 16 Jahre alt waren? Stipsits geht den Spuren nach, welche die bis dahin in diesem Ausmaß unbekannte Form der medialen Darstellung in den Köpfen der Befragten hinterließ. Mediale Bilder verknüpfen sich in den Erinnerungen mit generativen, oral tradierten Elementen, die durch die Zugehörigkeit zu einer sich über Sprache definierenden Volksgruppe konstituieren.

Wir danken den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge und hoffen, mit diesem Band die Diskussion zum Verhältnis von Psychoanalyse und Biographieforschung als qualitativer Sozialforschung wieder zu intensivieren.

Literatur

- Benjamin, W. (2006) Berliner Kindheit um neunzehnhundert. Frankfurt/M.
- Bohleber, W. (2005): Einführung in das Thema der PSYCHE-Tagung 2004: Vergangenes im Hier-und-Jetzt oder: Wozu noch lebensgeschichtliche Erinnerung im psychoanalytischen Prozeß? In: Psyche – Z Psychoanal 59 (Beiheft 2005), S. 2-10.
- Dilthey, W. (1968): Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Gesammelte Schriften, Band VII, 5. Auflage. Stuttgart und Göttingen.
- Freud, S. (1917): Trauer und Melancholie. In: Ders.: GW X.
- Koukkou, M./Leuzinger-Bohleber, M./Mertens, W. (Hrsg.) (1998): Erinnerung von Wirklichkeiten. 2 Bände, Stuttgart.
- Loftus, E. (2003): Falsche Erinnerungen. In: Spektrum der Wissenschaft. Heft 1, S. 12-17.
- Leithäuser, Th./Volmerg, B. (1979): Anleitung zur Empirischen Hermeneutik. Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren. Frankfurt/M.
- Markowitsch, H.J./Welzer, H. (2005): Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stuttgart.
- Nietzsche, F. (1972): Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (zweite Unzeitgemäße Betrachtung). In: Nietzsche Werke, Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Colli, G./Montinari, M. 1. Bd. Berlin/New York, S. 239-330.
- Oevermann, U. u.a. (1976): Beobachtungen zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion. Theoretische und methodologische Fragen der Sozialisationsforschung. In: Auwärter, M. u.a. (Hrsg.) Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität. Frankfurt/M., S. 371-403.
- Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/M.
- Roth, G. (2001): Die neurobiologischen Grundlagen von Geist und Bewusstsein. In: Paufen, M./Roth, G. (Hrsg.): Neurowissenschaften und Philosophie. München.
- Welzer, H. (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München.

Erinnerung: Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Biographieforschung

Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung: Zur Zukunft des Verhältnisses beider Disziplinen

Jörg Frommer

Psychoanalytische und qualitative Sozialforschung als „doppelte Hermeneutik“

Manchmal scheint es in der gegenwärtigen Debatte so, als habe sich der Beitrag der Psychoanalyse zur Weiterentwicklung der Sozialwissenschaften erschöpft. Ein Niedergang ihrer intellektuellen Potenz wird nicht nur bei den notorischen Feinden der Psychoanalyse diskutiert (z.B. Schachter 2006). Es ist also zu fragen, ob noch Innovatives zu erwarten ist von der Psychoanalyse angesichts ihrer Tendenzen zur pragmatischen Entintellektualisierung, Medizinalisierung und Bürokratisierung. Der nachfolgende Versuch einer positiven Antwort auf diese Frage geht von einem Verständnis von Forschung aus, das an einem – wenn auch schwachen – Konzept wissenschaftlichen Fortschritts in den Humanwissenschaften festhält. Fortschritt wird in diesem Sinne verstanden als ein Entwicklungsprozess, in dem unsystematisch zusammengetragenes Erfahrungswissen zunehmend transformiert wird in empirisch belegbare Faktenkenntnis. Das bedeutet für die Sozialwissenschaften, dass der Anspruch umfassender abstrakter Theorien mit weitreichenden Erklärungsansprüchen aber geringer empirischer Basis relativiert wird durch Theorien niedrigen und mittleren Abstraktionsniveaus, die ihren Mangel an theoretischer Geschlossenheit kompensieren durch eine gute Verbindung zu empirischen Forschungsstrategien, durch die sie revidiert, gestützt und weiterentwickelt werden können (Merton 1957). Gute Wissenschaft und Forschung erhöht ihren Geltungsanspruch paradoxerweise dabei dadurch, dass sie sich mitlaufend reflexiv ihrer Perspektiven- und Interessenabhängigkeit und somit ihrer Grenzen vergewissert.

Es wird selten herausgestellt, dass die beiden großen Wissenschaftstheorien der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Logischer Empirismus (Popper 1966) und Hermeneutik (Gadamer 1960), nicht nur gravierende Unterschiede aufweisen, sondern auch eine zentrale Gemeinsamkeit. Beide machen kompromisslos und definitiv Schluss mit einem naiven Gegenstandsverständnis in der Wissenschaft; beide stellen die kantische Erkenntnis in den Mittelpunkt, dass das beforschte Objekt nicht an sich, sondern immer nur in Abhängigkeit von der je-

weils angewandten Form des methodischen Zugriffs erforscht werden kann. Dies impliziert notwendig, dass unterschiedliche methodische Herangehensweisen zu unterschiedlichen Verständnissen und theoretischen Einordnungen ein und desselben Gegenstands führen. Wahlverwandtschaftlich assoziiert sich dem Logischen Empirismus die *quantitative Forschung* ebenso wie die Hermeneutik die *qualitative Forschung* hervorgebracht hat. Allerdings ist nur ein solches Verständnis qualitativer Forschung aus der Hermeneutik abzuleiten, das sie nicht als vorläufige, ungenaue, hypothesengenerierende Vorstufe „richtiger“, d.h. quantitativer Forschung versteht, sondern als Forschung im emphatischen und vollen Sinn. Es geht damit um ein eigenständiges qualitatives Verständnis von Methode und Gegenstand, wobei beide, Methode und Gegenstand, unauflöslich aufeinander bezogen sind. Es gibt zahlreiche Datenerhebungs- und Datenauswertungsverfahren, die dem Spektrum der qualitativen Verfahren zugerechnet werden, wie bspw. Empirische Phänomenologie, *Grounded Theory*, *ethnographische Methoden*, *Qualitative Inhaltsanalyse*, *Objektive Hermeneutik* und *Narratives Interview*, um nur einige zu nennen (z.B. Denzin/Lincoln 1994; Flick 2002; Frommer/Langenbach 2001; Frommer/Rennie 2001, 2006; Frommer et al. 2004; Glaser/Strauss 1967; Strauss/Corbin 1990; Rennie 2004). Die Grenzen sind unscharf.

Aus diesem Grund erscheint es mir wichtig, über wesentliche Definitionskriterien nachzudenken. Die meisten der „qualitativ“ genannten sozialwissenschaftlichen Methoden zeichnen sich dadurch aus, dass ihr Gegenstandsverständnis *erstens* nicht physikalisch zähl- und messbare Dinge, sondern subjektiv gemeinten Sinn impliziert, *zweitens* auf interpersonelle symbolisch vermittelte Interaktion und Kommunikation fokussiert und *drittens* kulturelle Deutungsmuster und Wertssysteme berücksichtigt. Damit gewinnt sowohl in den befragten Prozessen als auch im Forschungsprozess selbst methodisch das Phänomen der *doppelten Hermeneutik* (Giddens 1976) an zentraler Stelle Bedeutung: Das reflexive – biographische Arbeit einschließende – Sich-Selbst-Verstehen der befragten Individuen wird zum Gegenstand einer verstehenden Bemühung. Diese zielt auf den Versuch, Interpretationen zu finden und zu formulieren, die *einerseits* an die Selbstinterpretation der Befragten anschlussfähig sind, die *andererseits* aber auch aufgrund der anders gelagerten Perspektive auf die zu interpretierenden Sachverhalte über die Selbstinterpretation der Befragten hinausweisen.

Diese Konzeptualisierung von Methode im Spannungsfeld von subjektiver und objektiver Erkenntnis trifft sich mit dem methodischen Selbstverständnis namhafter Psychoanalytiker. Wurmser etwa reklamiert für die Psychoanalyse eine Form von Wissenschaftlichkeit, die weder der Naturwissenschaft noch der Geisteswissenschaft unterworfen sei und die der spezifischen Logik innerer Konflikte folge, Qualitäten jenseits mathematischer Relationen erfasse und die Natur des Menschen gesellschaftlich und historisch zu verstehen versuche (1989, S.

28f). Ähnlich argumentieren Modell (1984), Schafer (1990), Spence (1982), Leuzinger-Bohleber (1994), Warsitz (1996) und Stuhr (1997). Von verschiedenen psychoanalytischen Autoren ist in diesem Zusammenhang gezielt darauf hingewiesen worden, dass die Denkfigur des hermeneutischen Zirkels auch den psychoanalytischen Erfahrungs- und Erkenntnisprozess beschreibt (Gill 1997; Lang 2000; Körner 1985). Damit ist einer Parallelführung von Psychoanalyse und qualitativer Forschung die Tür geöffnet, die am weitestgehenden von dem in Aarhus lehrenden norwegischen Psychologen Steinar Kvale ausformuliert wurde. Kvale zählt eine ganze Reihe von Eigenschaften auf, die diesen Disziplinen gemeinsam sind:

- In beiden Methoden fällt der *individuellen Fallstudie* eine zentrale Rolle zu;
- in beiden Methoden besteht die wichtigste Form der Datenerhebung in einer *offenen Form des Interviews*, die es dem Beforschten ermöglicht, sich im Gespräch frei und assoziativ zu entfalten;
- in beiden Methoden wird eine *Interpretation der Bedeutung* der Äußerungen und Handlungen des zu Untersuchenden angestrebt, die offen ist für Ambiguitäten, Widersprüche und Weiterentwicklungen;
- in beiden Methoden spielt die zeitliche Dimension insofern eine entscheidende Rolle, als der *Genesis*, der historischen Entwicklung und Entstehung der zu untersuchenden Phänomene zentrale Bedeutung zukommt;
- in beiden Methoden besteht der Fokus nicht nur in der Person des Beforschten oder Patienten, sondern in der *Interaktion* zwischen Forscher und Beforschten bzw. Patient und Therapeut, einschließlich der Einfälle und emotionalen Reaktionen des Forschers bzw. des Therapeuten;
- in beiden Methoden sind *abnorme, abweichende und pathologische individuelle und soziale Phänomene* von besonderem Interesse; sie dienen – so Kvale – quasi als Vergrößerungsglas, indem sie Mikrophanomene, die im Normalen maskiert und verborgen bleiben, klar und deutlich zum Ausdruck bringen und haben insofern allgemeine Bedeutung;
- und schließlich: Psychoanalyse und qualitative Forschung zielen auf *Prozesse*, beide sind weniger an statischen Phänomenen interessiert; Konstanz, Trägheit und Widerstand gegen Veränderung erscheinen in der Perspektive dieser Disziplinen eher als problematische Phänomene, die Entwicklung und Entfaltung behindern.

Kvale macht deutlich, dass die psychoanalytische Forschung mit diesen Prämissen in einer dramatischen Inkompatibilität mit dem Wissenschaftskonzept des Logischen Empirismus steht. Ähnlich geht es der qualitativen Forschung. Beide Disziplinen stehen damit vor der Aufgabe, einen eigenen Methodenkanon zu

entwickeln. Als Hauptforderung erhebt sich in diesem Zusammenhang vor dem Hintergrund des bereits skizzierten allgemeinen Wissenschaftsverständnisses die Notwendigkeit der konkreten Nachvollziehbarkeit ihrer Interpretationen und Schlüsse aus dem zugrunde liegenden Datenmaterial (vgl. Kvale 2001).

„Methodische Hermeneutik“ als verbindendes Konzept von psychoanalytischer und sozialwissenschaftlicher Erkenntnis

Nimmt man die Kritik am letztlich methodenfeindlichen Universalitätsanspruch einer konstruktivistisch gedachten philosophischen Hermeneutik, die Wahrheit letztlich mit Überzeugungskraft gleichsetzt, ernst (Habermas 1971) und versteht den qualitativen wie den psychoanalytischen Erkenntnisprozess als – einen Begriff von David Rennie benutzend – *methodische Hermeneutik* (Rennie 2001), so besteht ein unzweifelhaft großer Vorteil qualitativer Forschung gegenüber den meisten quantitativen Verfahren in der Möglichkeit der Konzentration auf *Primärdaten* subjektiven Erlebens, sozialen Handelns und interpersoneller Kommunikation. Ich beziehe mich dabei auf das Grundpostulat jeglicher Forschung, dass sie – wo immer möglich – nicht Surrogatparameter untersucht, sondern den Gegenstand selbst.

Ein Beispiel aus der psychoonkologischen Forschung soll das verdeutlichen: Wenn sich Forscher für die Lebensqualität von Hirntumorpatienten im Endstadium ihrer Erkrankung interessieren, so reicht es nicht aus, sich auf Fragebogendaten zur Lebensqualität zu beschränken, die bei den Patienten erhoben wurden, die erstens noch in der Lage waren, die Ambulanz des Universitätsklinikums aufzusuchen und die zweitens trotz ihrer cerebralen Beeinträchtigung den Fragebogen noch ausfüllen konnten (Dögel et al. 2004). Bei dieser Subgruppe kann nur ein Ergebnis resultieren, das als *Zufriedenheitsparadox* bezeichnet wurde (Herschbach 2002): am Anfang zeigt das Sample eine gewisse, aber erstaunlich niedrige Beeinträchtigung, verglichen mit leichter Kranken und einer Normalbevölkerungsstichprobe. Im Verlauf geht es den objektiv immer mehr Beeinträchtigten im Spiegel dieses methodischen Zugangs dann paradoxerweise nicht schlechter, sondern besser. Ein anderes Ergebnis – und hier setzt die Argumentation für die Notwendigkeit qualitativer Forschung an – wäre entstanden, wenn die Forscher Interviews geführt hätten, in denen die Patienten sich frei hätten äußern können, und wenn auch diejenigen in die *follow up*-Studie einbezogen worden wären, die nicht mehr in die Ambulanz kommen konnten, sondern zuhause im Bett lagen; und wenn schließlich bspw. mit einem ethnographischen Ansatz, auch die Angehörigen beobachtet und interviewt worden wären. Das Ergebnis wäre dann mit Sicherheit ein anderes gewesen: Die Forscher hätten sich

konfrontiert gesehen mit schwer erträglichem grausamen menschlichen Leid, mit Hilflosigkeit und Enttäuschung über das Versagen der High-Tech-Medizin angesichts der letztlich unbeeinflussbaren Tumorprogredienz, verbunden mit Auflehnung gegen das Schicksal, Wut, Resignation und Trauer. Das sterile Bild von Daten und Tabellen hätte sich verwandelt in eine menschliche Tragödie. Die Beschäftigung mit den Primärdaten des Gegenstandsbereichs, d. h. mit ungeschönt erfasstem subjektivem Erleben und authentisch beschriebener sozialer Interaktion, birgt also auch Risiken, darunter an erster Stelle das Risiko, als Forscher im eigenen, Sicherheit gebenden Selbst- und Weltverhältnis durch die Konfrontation mit den Abgründen menschlicher Existenz verunsichert und erschüttert zu werden.

Psychoanalyse und qualitative Forschung weisen als erfahrungswissenschaftliche Methoden also gemeinsame Strukturmerkmale auf. Es gibt aber auch Differenzen. Es macht daher Sinn, auszuloten und der Frage nachzugehen, ob beide Disziplinen in der Weise voneinander lernen können, dass Mängel und jeweils ungelöste methodische Probleme durch Orientierung an der jeweils anderen Disziplin einer befriedigenderen Lösung zugeführt werden können.

Die Fundierung der psychoanalytischen Erkenntnis des Unbewussten in empirischen Primärdaten zwischenmenschlicher Interaktion

Richten wir den Blick zuerst auf die Psychoanalyse. Eines ihrer Hauptprobleme – das wurde bereits früh angemahnt (z.B. Hellpach 1908) – ist ihr unklares Konzept des Unbewussten. Mit dem Changieren zwischen einem biologischen und einem psychosozial-linguistischen Konzept dieser zentralen Kategorie hält sie sich zwar von Anfang an die Anschlussfähigkeit sowohl zu den Naturwissenschaften als auch zu den Geisteswissenschaften offen, dies aber um den Preis der Vernachlässigung konzeptueller Stringenz und methodologischer Klarheit. Die Ursache dieser Unklarheit liegt meines Erachtens darin, dass zur Zeit Freuds akademischer Ausbildung die Trennung der Wissenschaften in nomothetische und idiographische Disziplinen noch nicht geläufig war und er sich in späteren Jahren eher wenig für neue philosophische und wissenschaftstheoretische Erkenntnisse interessiert hat. Vielmehr gibt es Belege genug für die Annahme, dass er bis an sein Lebensende die Hoffnung hegte, die Psychoanalyse als Teil einer naturwissenschaftlich fundierten Medizin begründen zu können (vgl. Freud 1938). Recht hat er damit bis heute insofern, als sowohl die psychoanalytische Methode als auch manche qualitativen Ansätze an die Grenze des sprachlich einholbaren Bewussten vordringen. Problematisch ist seine Auffassung andererseits aber insofern, als auch die Erforschung der vorprädikativen, vorreflexiv-

konkreten – gestisch vermittelten – Vor- und Randformen bewussten Erlebens von ihren Sinn- und Symbolbezügen her erforscht werden. In seiner Auseinandersetzung mit der Position Lacans widerspricht deshalb beispielsweise Lorenzer zwar der These, dass auch das *Es* als Instanz des Unbewussten sprachlich verfasst sei. Dies hindert ihn aber nicht daran, zu postulieren, dass das *Es* „aus einem Niederschlag von Interaktionsformen“ bestehe, „die als Synthesis von Körperprozessen des Kindes und der durch die Mutter vermittelten praktischen Antwort ‚gesellschaftlich bestimmt‘ sind“ (Lorenzer 1973, S. 31). Um nicht missverstanden zu werden, fährt Lorenzer fort, das *Es* sei demnach „natürlich“, aber nicht animalisch. Es sei vorsprachlich, aber nicht außersprachlich. Bei den ihm entsprechenden Interaktionsformen handele es sich nicht um Symbolsysteme, sondern um vorsprachliche Systeme der Praxisregulation. Nimmt man an dieser Stelle die Zeichentheorie von Charles S. Peirce konzeptuell zu Hilfe, so könnte man den Objektbezug des Unbewussten als angesiedelt betrachten im Übergang zwischen *indexikalischen* und *ikonischen* Vorstufen von Repräsentation, im Gegensatz zum *symbolischen* Objektbezug bewussten Erlebens (Küchenhoff 1992).

Entsprechend dem bereits skizzierten Verständnis von Wissenschaftsfortschritt als Zusammenführung von Theorie und empirischer Forschung wäre nun zu fragen, wie sich unbewusste Phänomene im Sinne der hier vorgeschlagenen sozialwissenschaftlichen Konzeptualisierung empirisch erforschen lassen. Zwei Ansätze bieten sich hierfür an:

Erstens kann zu Recht mit Ulrich Streeck eine „Mikroethnographie von Psychotherapie“ (2004, S. 83) gefordert werden, die auch die nonverbalen Handlungsdialoge und *Enactments* zwischen Therapeut und Patient anhand von detaillierten Beschreibungen und Videoanalysen empirischer Forschung zugänglich macht. Verhalten in sozialer Interaktion wird in diesem Zusammenhang als semiotisches Feld verstanden, und therapeutische Kompetenz zeichnet sich Streeck zufolge dadurch aus, dass „der Psychotherapeut das Verhalten des Patienten in einen anderen Kontext stellt, als der Patient das bis dahin selber getan hat“ (ebd., S. 65). Das empirische Handwerkszeug zur Ermittlung der Bedeutungsinhalte scheinbar unbedeutender gestischer und szenischer Dialoge entnimmt Streeck in seinen eigenen Studien der Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Er weist eindrucksvoll nach, dass sich bspw. in diagnostischen Interviews bereits nach kurzer Zeit eher kooperative von eher konflikthaften Interaktionen unterscheiden lassen, und dass das frühe Erkennen und Thematisieren inszenierten Konfliktmaterials erhebliche klinische Konsequenzen hat. Auch Begrüßungen und Verabschiedungen oder Sprecherwechsel können in dieser Perspektive den Charakter von Szenen haben, die bei genauem Hinsehen verdrängte, abgewehrte und ausgeblendete Regungen bei allen Beteiligten erkennen lassen.

Zweitens kann das Unbewusste nicht nur über formale Aspekte symbolischer und vorsymbolischer Interaktion erfahren und beschrieben werden, sondern auch über *Sprachinhalte*, die unter bestimmten situativen Bedingungen generiert werden. Gemeint sind Situationen, in denen die offene, zurückhaltende und vorschnelle Wertungen vermeidende Präsenz eines interessierten Zuhörers Stegreiferzählungen eluzidiert, die die eigene Biographie und das eigene Selbst- und Weltverhältnis zum Thema haben. Aufgrund der Homologie von erzählter und erlebter Welt entwerfen die Informanten in derartigen Gesprächssituationen Schilderungen, die weit mehr enthalten als in den abstrakteren Formen des bewussten Selbst- und Weltverhältnisses der betreffenden Personen repräsentiert ist. Die Eigengesetzlichkeit des Erzählens zwingt geradezu zur Versprachlichung bisher nicht sprachlich gefassten Erlebens und Erinnerens. Verantwortlich hierfür sind die sog. „narrativen Zugzwänge“, die der Tatsache geschuldet sind, dass Texte grundsätzlich so verfasst werden, dass sie für einen aktuellen oder potentiellen Zuhörer verstehbar sind. Die Verstehbarkeit des Textes setzt voraus, dass der Sprecher seine Erfahrungsaufschichtungen in einer bestimmten Weise darbietet.

Folgt man der im Anschluss an Anselm Strauss von Fritz Schütze (1984), Gerhard Riemann (1987) und anderen ausgearbeiteten Theorie des narrativen Interviews, so sind diesbezüglich Zwänge zur Gestaltschließung, Zwänge zur Detaillierung und Zwänge zur Kondensierung am Werk. Insbesondere der Gestaltschließungs- und der Detaillierungszwang führt dazu, dass begonnene Ereignisketten oder Interaktionsfiguren vervollständigt werden müssen, auch wenn dadurch mit negativen Affekten wie Ärger, Wut, Scham und Schuld besetzte ausgeblendete Inhalte einbezogen werden müssen. Der Kondensierungszwang ermöglicht es darüber hinaus, Maskierungen für besonders stark ausgeblendete Inhalte einzuführen, die formal Ähnlichkeiten haben mit den in der psychoanalytischen Ichpsychologie beschriebenen Abwehrmechanismen (Verschiebung, Projektion etc.).

Die Versprachlichung autobiographischer Erlebnisinhalte in der Stegreiferzählung bedeutet allerdings nicht zwangsläufig, dass die formulierten Inhalte auch Eingang finden in das abstrakter gefasste Selbst- und Weltbild der betreffenden Person. In unstrukturierten Interviews machen wir vielmehr immer wieder die Erfahrung, dass Informanten bei der Lektüre des Transkripts erstaunt sind über das, was sie gesagt haben. In narrativen Interviews teilen wir also tatsächlich mehr über uns mit, als uns bewusst ist (vgl. Nisbett/Wilson 1977). Methodisch bedeutet das, dass die Beschäftigung mit den *Inhalten* von Interviews nicht banal ist und durchaus den Zugang zu dem eröffnen kann, was nicht nur deskriptiv, sondern auch dynamisch unbewusst ist.

Folgt man diesen Überlegungen, so kann die Psychoanalyse von der qualitativen Sozialforschung Unterstützung erhalten bei der Formulierung einer klarer fassbaren, interdisziplinär anschlussfähigen und empirischer Forschung zugänglichen Konzeptualisierung des Unbewussten – oder zumindest von Teilen des Unbewussten.

Die Fundierung sozialforscherischer Dateninterpretation in den basalen Formen des Welt- und Selbsterlebens

Abschließend soll der Frage nachgegangen werden, ob umgekehrt der Rekurs auf psychoanalytische Erkenntnis die qualitative Sozialforschung bereichern kann. Auch diese Frage soll nicht theoretisch, sondern vielmehr methodologisch und methodisch gestellt werden. Ein großes Problem der qualitativen Sozialforschung ist der Übergang vom Beschreiben zum Interpretieren. Natürlich wissen wir, dass auch schon das Beschreiben Interpretieren ist. Die Beschreibung erfolgt aus einer bestimmten Perspektive, unter bestimmten historischen, situativen, theoretischen und interessen geleiteten Gesichtspunkten. Allerdings besteht gute qualitative Forschung in der genau dokumentierten stufenweisen Abstraktion, die zunehmend komplexere Begriffe und Zusammenhangsannahmen zum untersuchten Phänomenbereich einführt. Auch dann, wenn theoriegeleitete deduktiv entwickelte Fragestellungen bewusst ausgeklammert werden, wie dies in manchen Ansätzen der qualitativen Sozialforschung gefordert wird, ist im qualitativen Forschungsprozess eine innere Logik der Induktion am Werk, die man mit Peirce als „Abduktion“ bezeichnen kann (Küchenhoff 1992). Das heißt konkret, dass bereits in frühen Phasen der Datenerhebung und Datensichtung Codes und Kategorien auftauchen, die als erste Leitlinien für die Reduktion der Materialkomplexität dienen.

Für das Emergieren von Kategorien gibt es kein Regelwerk, und jeder qualitative Forscher weiß, wie frustrierend es ist, wenn in monatelangen aufwändigen Auswertungsprozessen viele deskriptive Codes und Kategorien textnah und vollkommen nachvollziehbar konzeptualisiert wurden und dennoch kein zündender Funke entstanden ist. Wenn dann nach langem „Tappen im Dunkeln“ (Roth 2004) eine zentrale metaphorisch formulierte Kategorie vorgeschlagen wird, deren Entstehung nicht sehr gut auf einzelne Textpassagen bezogen werden kann, die aber urplötzlich das ganze Datenmaterial faszinierend in einem neuen Licht erscheinen lässt, beschleicht die Forschergruppe Ambivalenz: Einerseits entsteht das befriedigende Gefühl, am Ende eines Prozesses angelangt zu sein, andererseits entsteht Unsicherheit bezüglich der Frage, ob der Anspruch der Nachvoll-

ziehbarkeit und Rationalität, der über jeder Forschung steht, ausreichend berücksichtigt wurde.

Auf Rationalität kann am ehesten rekuriert werden bei Kategorien, die eher formalen Charakter haben. Rennie und Fergus (im Druck) schlagen in diesem Zusammenhang den Rekurs auf Lakoff und Johnson (1980) vor, die in ihren feinsinnigen linguistischen Analysen gezeigt haben, dass unser Weltverständnis durch kognitive Schemata geprägt ist, die unserer Körpererfahrung entstammen. Welche Objekte uns auch immer begegnen, wir greifen bereits unbewusst stets zurück auf Körpermetaphern, bspw. auf die Vorstellung von einem Container (Körper), der Dinge (Organe) enthält, von der Orientierung dieses Körpers im Raum (vertikal, horizontal, dazwischen), von der räumlichen Beziehung zu anderen Körpern (bevor, hinter, neben, über, unter), von der Beziehung zwischen einzelnen Teilen eines Ganzen (hinzugefügt, abgetrennt, absorbiert), von dem Einfluss der Umgebung auf dieses Objekt und dem Einfluss des Objekts auf die Umwelt (Widerstand, Kraft, Bewegung) etc.. Rennie und Fergus beschreiben das kognitive Modell von Lakoff und Johnson als hilfreich für das Verständnis für die Entstehung von Codes und Kategorien im Rahmen einer als methodische Hermeneutik verstandenen Grounded Theory.

Sie kritisieren in diesem Modell aber, dass es dazu tendiert, emotionale und situative Einflüsse zu ignorieren und wenig darüber aussagt, wann eine Kategorie passt. Unter Verweis auf Gendlins Phänomenologie der Erfahrung (Experiential Phenomenology) und Freuds Übertragungskonzept fordern Rennie und Fergus eine Theorie der Kategorienbildung in der qualitativen Forschung, die nicht auf die kognitive Gegenstandswahrnehmung des Forschers eingeengt ist, sondern die emotionale und körperliche Selbstwahrnehmung des Forschers in der Beschäftigung mit dem beforschten Gegenstand einschließt. Im psychoanalytischen Sinne ist damit die Zurverfügungstellung der eigenen Person als Projektionsfläche und „Behälter“ für abgespaltene, verdrängte und verworfene emotionale Erfahrungen des Gegenübers gemeint (Bion 1992).

Die Hilfestellung der Psychoanalyse bei der Dechiffrierung scheinbar irrationalen und unverständlichen Handelns in sozialwissenschaftlichen Analysen beschränkt sich also nicht auf formale Aspekte von Verhalten und Interaktion. Vielmehr spielt auch der inhaltliche Aspekt eine Rolle: Für dessen Wahrnehmung, Beschreibung und Interpretation ist *erstens* die Kenntnis der primitiven kognitiven Schemata unserer Welt- und Selbsterfahrung notwendig und *zweitens* die Zurverfügungstellung der eigenen Person als Resonanzboden oder Container für unverarbeitete Erfahrungen des Gegenübers. In Ergänzung zu Rennie und Fergus ist *drittens* schließlich auf die Bedeutung allgemeiner Prozessstrukturen von Lebensabläufen hinzuweisen.

Der Rekurs auf die Grundfiguren der in der autobiographischen Erinnerung übereinandergeschichteten, zum Teil ausgeblendet und durch Stellvertreter oder Auslassungen maskierten Bedeutungszusammenhänge aus früheren Stadien der Lebensgeschichte stellt nicht nur in der klinischen Psychoanalyse, sondern auch in sozialwissenschaftlichen Studien eine bedeutsame Quelle für die Entwicklung von Interpretationsfolien dar. Die intra- und intersubjektive Stabilität und Ubiquität dieser Grundfiguren resultiert aus der anthropologischen Zwitterstellung des Menschen als *animal rationale*, d. h. als einerseits sprach- und kulturfähiges Subjekt, andererseits biologischen Zwängen unterworfenen Lebewesen. Zu diesen paradoxal und konflikthaft verfassten anthropologischen Grundfiguren biographischer Arbeit zählt bspw. die Sehnsucht nach Innigkeit und passiver Verschmelzung mit der *einen* nährenden geliebten Person und das gleichzeitige Bewusstsein der Unmöglichkeit der Wiederherstellung der Ureinheit, das Streben nach aggressiver Durchsetzung, Autonomie und Macht und der gleichzeitige Wunsch nach Anerkennung, Anschluss und Einbindung sowie die Unhintergebarkeit des biologischen Geschlechtsunterschiedes und des sexuellen Begehrens und die gleichzeitigen Wünsche nach Überwindung der Festlegungen und Begrenzungen, die dieser Unterschied in unser Leben einschreibt. Auf diese Grundfiguren bezieht sich nicht nur die identitätssichernde biographische Arbeit, die in unterschiedlichen Modi erfolgen kann, bspw. aktiv als spontane Wandlung und als intentionaler Handlungsablauf, oder passiv als institutionell geprägtes Ablaufmuster und als eigengesetzliche Verlaufskurve (vgl. Schütze 1981, 1999). Vielmehr ist die Kenntnis dieser Grundfiguren aus der eigenen Biographie und aus fremden Lebensläufen und ihre reflexive Durchdringung auch das Reservoir, aus dem die Interpretation und Kategorienbildung schöpft. Versteht man mit Dilthey (1957) den Lebenslauf als das Ganze, ohne dessen Berücksichtigung einzelne Erlebnisse in ihrer Bedeutungsgestalt gar nicht erkannt werden können, so erweitert die Berücksichtigung der latent auch im Gegenwartserleben erwachsener Personen vorhandenen Bezüge zu biographisch früheren, stärker durch emotionale, phantastische und irrationale Momente geprägten Bedeutungszusammenhängen die Erklärungspotenz nicht nur klinisch-psychoanalytischer, sondern auch biographiewissenschaftlicher Kategorienbildungen und Interpretationen.

Der Grad der Aktualisierung dieser Tiefendimension der Lebensgeschichte in sozialwissenschaftlichen Analysen kann unterschiedlich sein. Stark strukturierte oder gar suggestiv angelegte Befragungen lassen eine Aktivierung dieser Aspekte kaum zu. Das Standardsetting der psychoanalytischen Situation kann hingegen als optimale Voraussetzung ihrer Präsenz gelten. Der taktvolle Zuhörer, der einen diskreten, in jeder Hinsicht geschützten Raum zur Verfügung stellt, genügend Zeit mitbringt, seine eigenen Wertungen des Gesagten hintanhält und sich ganz auf den erzählten Zusammenhang einlässt, generiert auf diese nicht